

Rectoratsreden

von

Heinrich Wilhelm Dove,

u. Z. Rector der Königl. Friedrich-Wilhelms - Universität zu Berlin.

(I. Antrittsrede, gehalten am 15. Oktober 1858.)
II. Gedächtnisrede, gehalten am 3. August 1859.



Berlin.

Gedruckt in der Buchdruckerei der Königl. Akademie
der Wissenschaften.

1859.

Heinrich Wilhelm Dove: Gedächtnisrede vom 3. 8. 1859

Gedächtnisrede.

Hochausahnliche Versammlung!

Der dritte August, der Geburtstag des Königlichen Stifters unsrer Universität, wird jetzt nur noch in engern Kreisen, wie dem unsrer Hochschule als ein Fest dankbarer Erinnerung gefeiert, er war sonst ein Volksfest in dem schöneren Sinne des Worts, in welchem das, was seinem Herrscher frohes begegnet, von dem Volke freudig empfunden wird, so wie alles Leid, welches ihn trifft, seinen Nachklang findet in dem schmerzlichen Mitgefühl desselben. Nach den wechselvollen Geschicken unsres Landes war der Charakter dieses Festes in verschiedenen Jahren ein sehr verschiedener. Meine Erinnerung reicht nicht so weit zurück, daß ich mir jene Zeit deutlich vergegenwärtigen könnte, in welcher alles für Preußen und zwar für immer verloren schien, aber die Stiftung dieser Universität in jener Zeit ist ein Beweis, daß die Hoffnung einer Wiedergeburt in dem Könige und seinen Räten nicht erloschen war. Eine solche Hoffnung wäre eine unberechtigte gewesen, hätte sie sich nicht auf die Überzeugung gestützt, daß derselbe Sinn alle Schichten der Bevölkerung des bis zur Hälfte verkleinerten Staates durchdringe, und daß in den abgetrennten ehemaligen Landestheilen mit Sehnsucht jeder auf den Tag harre, an welchem das Zeichen zur Wiedervereinigung gegeben werde. Wie lebhaft die Begeisterung war, mit der bei dem Aufruf des Königs alles zu den Waffen griff, dafür wird die Zahl der Zeugen nach Verlauf von fast einem halben Jahrhundert, immer kleiner, denn wie viele fehlten schon bei dem Sie-

gesheimzug, deren Namen unsre Kirchen und auch diesen Saal auf Tafeln schmücken, welche der später heranreifenden Jugend sagen, daß der nicht vergessen wird, welcher für die Ehre des Landes sein Leben einsetzt, und wie viele sind seitdem von uns gegangen, denen beschieden war, in das befreite Heimathland wiederzukehren, einer erst vor wenigen Tagen, dem wir gestern das Geleit zur stillen Gruft gegeben, Dieterici, so milden Sinnes, daß man nicht geahnet hätte, der habe sich am Kampfe theiligt, hätte nicht das eiserne Kreuz, welches seine Brust schmückte, darauf gedeutet, wie er es gethan, so Preußen treu ergeben, daß sein Gesicht vor Freude glänzte, wenn bei dem Abwägen der Verhältnisse des Wohlstandes die Zunge der Wage nach seiner Seite neigte, ängstlich schon, wenn sie in der Mitte stand, und tief bekümmert, wenn sie nach der entgegengesetzten abwich. Die Begeisterung von 1813 hatte nicht den feierhaften Charakter plötzlichen Aufloderns, dem bald die Ermattung folgt, sie war der Ausbruch eines lange unter der Asche glimmenden Feuers, genährt durch den Stolz der Sieger und angefacht durch den Anblick eines auf dem Thron gebrochenen Herzens, sie verwandelte sich dem unglücklichen Anfang des lang ersehnten Kampfes gegenüber in das Gefühl auf das Äußerste bereiter Entschlossenheit. In zwei Schlachten, bei Lützen und Bautzen hatte sich der Sieg von Neuem an die französischen Adler geknüpft, das glückliche Reitergefecht bei Baudmannsdorf konnte das unwiderstehliche Vordringen des Feindes nur kurze Zeit aufhalten, nicht hemmen, und dennoch war die Überzeugung daß man siegen werde so tief eingepreßt, daß im Strome des Rückzugs jeder preussische Soldat auf die Frage, kommen die Franzosen? antwortete ja, aber wir kommen wieder, mit einer Zuversicht, die, wenn es mir gestattet ist, einer Jugenderinnerung zu gedenken, so die Hoffnung belebte, daß sie in dem Knaben nicht erlosch, als derselbe zwei Tage nach jenem Gefecht an derselben Stelle, wo er vor Kurzem dem Auszug der Freiwilligen jubelnd das Geleit gegeben, den französischen Kaiser unter dem

donnernden Zuruf der ein Spalier bildenden alten und jungen Garde einziehen sah und nach dem Fall Breslaus ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Es ist der erste dritte August, dessen Feier ich mich erinnere, in engem Kreise wurde er heimlich begangen in einer Stadt, die während des Waffenstillstandes von den Franzosen besetzt war, wie stach die äußere lautlose Stille ab gegen den Glanz, mit welchem der Marschall Ney in diesem seinem Hauptquartier den fünfzehnten August feierte. Aber ungebrochen war der Sinn des Königs, er vertraute auf sein Volk, dies auf ihn. Obgleich die festen Plätze in der Hand des Feindes, kein Bollwerk da, in welches das Heer sich zurückziehen konnte, alle übrigen Deutschen, die Sachsen, Baiern, Württemberger und Badener noch auf der Seite des Gegners, wurde der Waffenstillstand benutzt, die überall zu den Fahnen strömende Landwehr, die theilweise nur noch mit Lanzen bewaffnet war, einzutreiben, nicht einen Frieden zu schließen, sondern um mit gestählter Kraft den Kampf von Neuem aufzunehmen. Die Schlacht an der Katzbach war das Signal zunächst zur Befreiung Schlesiens, dann zu einem Siegeszuge, der die Victoria aus Paris nach unsrer Hauptstadt zurückführte.

In der Geschichte kehren nicht dieselben Zeiten wieder, und doch ist der Verlauf der Ereignisse in einer spätem Epoche oft so übereinstimmend mit dem in einer frühern, daß man zum Vergleich sich unwillkürlich veranlaßt fühlt. Wie damals Preußen Frankreich gegenüberstand, so jetzt Österreich. Nach zwei siegreichen Schlachten der Franzosen war wie damals Österreich für Preußen, so jetzt Preußen für Österreich bereit in den Kampf einzutreten. Ein Waffenstillstand ward geschlossen, aber hier hört der Parallelismus auf, ihm folgte schon nach vier Tagen der Friede.

Kunst und Wissenschaft gedeihen nur, wo die Palme des Friedens ihren wohlthuenden Schatten verbreitet. Wir sollten uns daher freuen, daß bei dem Erinnerungsfeste unsres längst entschlafenen Königs, Friedrich Wilhelms des Standhaften, denn so können wir ihn

wohl bezeichnen, in diesem Raume wieder viele versammelt sind, die vor Kurzem unsre Hörsäle verließen, um die bedrohten Grenzen unsers gemeinsamen deutschen Vaterlandes zu schützen. Aber der Baum des Friedens muß feste Wurzeln in einem gesunden Boden schlagen, wenn er nicht frühzeitig dahinwelken soll. Der jetzige Friede scheint nicht die Gewähr der Dauer in sich zu tragen: Italien, für dessen Selbstständigkeit, wie versichert wird, der Kampf begonnen wurde, ist so wenig damit einverstanden, daß was man von dort hört nicht wie ein stolzes *vae victis* sondern wie ein klagendes *vae victoribus* klingt und in der That, der angekündigte Inhalt einer italienischen Ausgabe des Rheinbundes scheint nicht den Wünschen der Romagnolen zu entsprechen, obgleich die ewige Roma der Sitz des Ehrenpräsidenten werden soll, ja so ungelöst scheinen alle Fragen, daß die beiden kriegführenden Mächte sich jeder ihrem Lande gegenüber zu rechtfertigen suchen, ihn geschlossen zu haben. Wenn dieß schon die eingetretene Waffenruhe als eine nicht fest begründete erscheinen läßt, so ist sie für uns noch besonders bedenklich, da beide Mächte versichern, Preußen sei Schuld daran, daß der Kampf nicht bis zu einem entscheidenden Ergebnis durchgeführt worden. Frankreich versichert, es sei geschehen, weil es den Kampf am Rhein habe aufnehmen müssen, Österreich, weil Preußen ihn heizustehn verweigert. Da nun von zwei einander widersprechenden Dingen nur das Eine richtig sein kann, so müssen hier Verhältnisse obgewaltet haben, deren vollständige Aufhellung wir ruhig abwarten können, da der Schleier, welcher das Ganze verhüllte, bereits so weit gelüftet, daß wir nur zu wünschen haben, er möge vollständig weggezogen werden. Zunächst aber haben wir das Einverständnis beider Seiten in einer Preußen feindlichen Gesinnung als unumwunden ausgesprochen anzuerkennen. Aber nicht nur von dieser Seite her wird Preußen angegriffen, Hauptorgane der deutschen Presse strömen über von gebässigen Verdächtigungen, von Anklagen des Veraths und der Feigheit, von gegenseitiger Beglückwünschung daß

man nicht sei wie Preußens Regierung und sein Volk. Daß in unserm Lande über dies Gebahren ein tiefes Gefühl der Verletzung vorwaltet, ist natürlich, und selbst nachdem durch aktenmäßige Darstellung der Ungrund der Anklagen, daß statt Hülfe selbst zu leisten man alles aufgeboten, andre zu verhindern, sie zu gewähren für jeden klar sich herausgestellt hat, der überhaupt einen Schluß nach dargelegter Sachlage machen will, bleibt dieses Mißbehagen, da jeder weiß, daß auch die augenfälligste Verleumdung eben in der Hoffnung wiederholt wird, es werde doch schliesslich etwas davon haften bleiben und nur ein leidiger Trost darin liegt, daß die Verhältnisse unseres Staats nicht der Art sind, daß es der Verleumdung nicht erst bedürfe, um Haß zu wecken oder der Verachtung preisgegeben zu werden. Daß der in Italien begonnene Kampf direkt eine deutsche Sache sei, ist nicht einmal von denen behauptet worden, welche ihn aufnahmen, wenn auch da, wo Deutsche fechten, die Sympathie aller übrigen Deutschen immer auf der Seite ist, wo diese stehen. Daß diese Sympathie überall in Deutschland vorhanden war, dafür spricht der niederschlagende Eindruck, den die Nachricht, daß das österreichische Heer seiner bewundernswürdigen Tapferkeit ungeachtet dem ungestümen Angriff der Franzosen wiederholt unterlag, bei uns so gut wie im südlichen Deutschland machte. Daß dieser Kampf eine deutsche Sache werden könne, ja schliesslich werden würde, hat Preußen durch die Opfer bewiesen, die es in Beziehung auf seinen Wohlstand im Ganzen, ja in Beziehung auf die besonderen Interessen jedes einzelnen gebracht hat, denn wie groß diese bei unsrer Militairverfassung sind, braucht hier nicht erst auseinander gesetzt zu werden, Opfer, die weit über seine Bundespflicht hinausgingen. Daß der Kampf aber keine deutsche Sache werden solle, ist mit einer bewundernswürdigen Unbefangenheit von der Seite eingestanden worden, von welcher eben der Vorwurf ausgegangen, daß Preußen es sei, welches verhindert habe, daß sie es geworden. Auf welcher Seite Deutschland gegenüber egoistische Sonderinteressen

sich geltend gemacht haben, darüber wird das ruhige Urtheil entscheiden, wenn die leidenschaftliche Aufregung einer nüchternen Prüfung gewichen sein wird.

Bei der eigenthümlichen Stellung, in welcher Preußen als eine der fünf Großmächte und als Glied des deutschen Bundes steht, ist es natürlich, daß innerhalb des Landes selbst verschiedene Ansichten sich geltend machen, auf welche Seite vorzugsweise das Gewicht zu legen sei und in diesem Sinne bezeichnet man eine spezifisch preussische Parthei im Gegensatz einer andern, welche häufig die Gothaische genannt wird. In den gegenwärtigen Verhältnissen sollte man nun glauben, daß der Angriff ausschließlich gegen die erste gerichtet sei, da ja eben die allgemeinen deutschen Interessen den preussischen geopfert sein sollen. Aber gerade das Umgekehrte ist der Fall, die bittersten Vorwürfe sind gegen die zweite gerichtet, weil das sogenannte Programm derselben „Aufgehen Preußens in Deutschland“ von ihr nicht so verstanden wurde, daß damit gemeint sei, Aufgehen in irgend einem Fürstenthum Deutschlands, und da derselben viele sind, so gewinnt der Angriff alle möglichen Nuancirungen individueller wenn auch offiziöser Färbung. Wenn man die Hauptstädte Deutschlands durchwandert, so wird man in jeder derselben wohl irgend ein Denkmal sehen, auf welches die Einwohner mit Stolz hinweisen, denn an Beispielen kriegerischer Tüchtigkeit und väterlichen Wohlwollens der Fürsten gegen ihre Unterthanen ist die deutsche Geschichte Gottlob reich. Wenn man aber auf der langen Brücke die Reiterstatue des großen Kurfürsten sieht, wird man da wohl zweifeln an der Berechtigung, daß das Geschlecht dem der entsprossen, sich für würdig gehalten, ein königliches zu heißen, wenn man dann weiter zu dem Denkmal gelangt, welches dem großen Friedrich errichtet, wird man da nicht sehen, daß, so hoch er über seinen Zeitgenossen stand, in seiner nächsten Nähe Männer sich fanden die im Kriegshandwerk und auf dem Felde der Wissenschaft über die Menge auch hoch hervorragten, und wenn

man zuletzt im Waldesgrün den König stehen sieht, dessen Gedächtniß wir heute feiern, in schlichter Haltung, unbewaffnet und doch in ruhiger Sicherheit, weil er weiß, daß der eherner Blücher mit gezogenem Schwert, York und Gneisenau zur Seite, drin sein Haus bewachen, und daß Scharnhorst und Bülow von drüben hinüberblicken, damit kein Feind von der Rückseite sich nahe, wird man da noch nach einer Ruhmeshalle fragen? sind wir etwa baar desselben weil uns ein Tilly fehlt, sie mit ihm zu schmücken; oder wird man an dem Monument auf dem Kreuzberg, welches wie die Inschrift sagt: der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte, den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nachahmung errichtete, die ausdrückliche Versicherung vermissen, daß die, welche bei Großbeeren, an der Katzbach, Groß Görschen, Kulm, Dennewitz, Leipzig, Wartenburg, la Rothière, Paris, Bar sur Aube, Laon und Belle Alliance geblutet, auch für die Befreiung Deutschlands gefallen?

Will man daher irgend eine Residenz als Hauptstadt des Landes bezeichnen, auf dessen Stimme bei der Anordnung allgemein deutscher Interessen ein Gewicht zu legen sei, so darf man wohl den Wunsch nicht unbescheiden nennen, daß Berlin bei der Concurrenz sich bethelligen dürfe. Daß, wie von süddeutschen Rednerbühnen behauptet wird, allen diesen hier vorhandenen Zeugen der Vergangenheit gegenüber jetzt, wenn es sich um das Wohl unsres Gesamtvaterlandes handelt, in unsren Herzen keine Saite anklingt, welche dem Mahnungsrufe entspräche, ist eine so wenig wahrscheinliche Versicherung, daß das Verlangen gerechtfertigt erscheint, den Beweis der Wahrheit anzutreten. Dazu wird sich sicher früher oder später Gelegenheit finden. Einem geschlossenen Feinde gegenüber ist es freilich unzuweckmäßig in gesonderten Haufen zu fechten, wird aber gemeinsames Handeln abgelehnt, so wird man im Einzelkampfe

sehen können, wer bei dem Angriff der erste, und wer, wenn der Sieg schwankt, im Widerstand der ausdauerndste.

Bei einer solchen Stellung wie die, welche wir jetzt einnehmen, bei den Gefahren, die vielleicht in der nächsten Zukunft mit ihr verknüpft sind, tritt natürlich die Frage ein, ob wir in der Vergangenheit nur durch eine zufällige Verbindung günstiger Umstände diese Höhe erreicht, die für die Zukunft festzuhalten nur durch eine Überspannung der Kräfte möglich ist; ob wir also die Bedingungen der Lebensfähigkeit für das, was wir geworden in uns trauen oder nicht, ob diese Bedingungen in andren Staaten in höherem Maasse vorhanden, wo es dann zweckmäßiger sein möchte, mit den verminderten Ansprüchen auch das Maass der Anforderungen herabzustimmen, welche der Staat an jeden einzelnen, eben um sich in seiner Stellung zu erhalten, zu machen gezwungen ist. Die Tüchtigkeit eines staatlichen Gemeinwesens gründet sich in letzter Instanz hauptsächlich darauf, in welcher Weise das religiöse Element in demselben seine Geltung findet, in der Art, wie die socialen Fragen geregelt sind, da in jedem aus dem Naturzustande heraus tretenden Gemeinwesen eine ständige Gliederung sich von selbst ergibt, nämlich auf das in neuerer Zeit so sehr in den Vordergrund getretene Princip der Nationalität. Was das religiöse Element betrifft, so handelt es sich in Beziehung auf die Stellung des Staates nach außen nicht um die Feststellung der Rechte der Kirche der Staatsgewalt gegenüber, das ist eine innere Frage, sondern darum, ob innerhalb des Staates ein einziges religiöses Bekenntnis herrscht, oder mehrere. Der Einheit des Staates kann es natürlich nur förderlich sein, wenn der erste Fall eintritt, aber in dem jetzigen Zustand der Welt ist eine staatliche Gruppierung nach Confessionen ein Ding der Unmöglichkeit, ja wird bei dem sich steigenden Verkehr der Völker immer weniger möglich festzuhalten. Das confessionelle Gleichheit eine unabweisliche Anfangsbedingung eines Staates sei, wird außerdem durch das grobsartige Beispiel der Entwicklung des nord-

amerikanischen Freistaates vollkommen widerlegt. Die strengen schottischen Presbyterianer, welche dem Drucke der Stuarts in die amerikanischen Wildnisse entwichen, um im ungelichteten Urwalde Gott nach ihrer Weise zu dienen, was ihnen in den Thälern ihres heimatlichen Hochlandes zu thun verwehrt wurde, haben es nie zu verhindern versucht, das Ansiedler andern Bekenntnisses neben ihnen eine Zuflucht suchten, so das heute in der Stadt New York 80 verschiedene christliche Confessionen ihre Gotteshäuser haben. Selbst die strengsten katholischen Staaten können es schliesslich nicht verhindern, das in Hafenstädten Kaufleute eines andern Bekenntnisses zuletzt zu eine Gemeinde zusammentreten und in den Hauptstädten füllt sich bald die Gesandtschaftskapelle mit denen, die bei längerem oder kürzerem Aufenthalt nach ihrer Weise ihre Andacht verrichten wollen. Religiöse Duldung ist daher eine Bedingung, welche in unaufhaltsamer Weise sich als ein unabweisbares Moment im Völkerverkehr herausstellt. Man hört es oft als einen Beweis religiöser Indifferenz des vorigen Jahrhunderts bezeichnen, wenn damals dies von denen, die als die hervorragenden Geister angesehen wurden, als sich von selbst verstehend anerkannt und ausgesprochen wurde, und den jetzt dagegen laut werdenden Eifer eben als Beleg lebhafter erwarteten religiösen Sinnes hervorheben. Abgesehen davon, das es ein trauriges Ergebnis wäre, das die Geschichte zwischen Zeiten der Gottesfurcht und Gottlosigkeit auf und ab schwankt, ist in der That der Unterschied der Vergangenheit und Gegenwart kein so erheblicher, als er zu sein scheint, da damals Intoleranz zu üben, wenig Gelegenheit gegeben war, besonders in Deutschland in dem kleinstaatlichen Stillleben, welches sich in Folge des dreissigjährigen Krieges nach confessionellen Gruppierungen gebildet hatte, während der Grund für die mannigfachen Conflicte, welche jetzt hervortreten, eben darin zu suchen, das was vorher isolirt neben einander stand, jetzt in immer innigere Berührung tritt. Mit demselben Rechte könnte man glauben, das der Aufstand

der Muselmänner in Hindostan und neuerdings in Borneo, daß die Blutschenen von Djeddah der Ausbruch eines vorher entschlafenen und jetzt plötzlich wiedererwachten Fanatismus seien, da sie doch vielmehr das natürliche Ergebnis der Überzeugung sind, daß in der Bewegung mit den christlichen Völkern das Grundprincip ihrer religiösen Überzeugung, nämlich die tiefe Verachtung der Ungläubigen als unhaltbar erscheint, denn der Präntension der Alleinberechtigung gegenüber ist kein friedliches Nebeneinander verschiedener Gläubiger möglich. Sie sieht in dem unschuldigsten eine Beeinträchtigung und wenn bei dem Anfertigen der Patronen auch jede thierische Substanz vermieden worden wäre, so wird der Hindu die Eisenbahn als Bekämpfungsmittel verdächtigen, da verlangt werde, daß ein Bramine mit einem Menschen einer niederen Kaste in demselben Wagen sitze.

Wenn man an der Rominte in Ostpreußen die stattlichen Häuser der Salzburger neben den unscheinbaren Gehöften der Lütthauer sieht, oder im Hirschberger Thale den kräftigen Gestalten der Zillertthaler in ihrer Tyroler Tracht begegnet, oder die Hauptstadt betritt, wo die fête de refuge die Nachkommen der Hugenotten, die aus Frankreich vertriehen hier eine Stätte der Zuflucht fanden, zu einem jährlichen Dankfeste vereinigt, so überzeugt man sich, daß man in einem Lande lebt, von dem schon Friedrich der Große in seiner pikanten Weise sagt, daß in ihm jeder nach seiner Façon selig werden könne. Es hiesse daher mit unserer ganzen Vergangenheit, es hiesse mit unserer Zukunft brechen, wenn wir die allein als stimmberechtigt anerkennen wollten, die ihr Lösungswort von jenseits der Berge empfangen. Wie sich die Behauptung, daß die Aufrechterhaltung der Verträge die allen Mächten in erster Linie gestellte Aufgabe sei, mit dem Verlangen vereinigen läßt, daß bei dem zwischen den beiden katholischen Hauptmächten geschlossenen Frieden von Villafranca weder das keizerische Preußen und England, noch das schismatische Rußland mitzusprechen habe, ist freilich schwer einzusehen, aber das Hervorheben des confessionellen Ele-

ments in dieser Weise ist eben der ärgste Angriff auf die deutsche Einheit, die fortwährend als Endziel im Munde geführt wird, es ist das Bestreben das protestantische Element in Deutschland, (im Handwörterbuch jener Partei steht dafür ein für allemal der Name Preußen) aus Deutschland herauszudrängen hinüber zu denen, welche offen erklären, daß wenn wir auch in rauheren Tönen zu ihnen reden, sie doch in uns ihre angelsächsischen Stammgenossen erkennen, da es die Granitprache Luthers sei, welche an ihr Ohr klingt.

Was die socialen Fragen betrifft, so sind diese bei uns nicht im Sinne der Napoleonischen Ideen beantwortet worden. Als Napoleon aus Rußland zurückkehrend ein neues Heer verlangte, sagte er dem Senat gegenüber *qu'est ce que c'est le trône, un morceau de bois, couvert de velour, le trône c'est moi, qu'est ce que c'est la France, la France c'est moi.* Wenn einer als Herr sich zu fühlen berechtigt war, so war es Friedrich der Große, er nannte sich den ersten Diener des Staates. In diesem Sinne wirkte Friedrich Wilhelm der Dritte durch die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, durch neue Kriegsartikel mit Aufhebung entehrender Strafen, durch Befugniß jedes Standes zur Beförderung in Officierstellen, durch die Städteordnung, die Aufhebung des Zunftzwanges und Einführung der Gewerbefreiheit, damit, wie es in der Verordnung vom 26. December 1808 heißt, jeder Staatsbürger die Gelegenheit habe, seine Fähigkeiten und Kräfte in moralischer sowohl, als physischer Hinsicht auszubilden und innerhalb der gesetzlichen Grenzen, auf die ihm zuträglichste Weise anzuwenden. In diesem Sinne gab Friedrich Wilhelm der Vierte dem Lande eine Verfassung, welche es möglich macht, den Wünschen und Bedürfnissen des Landes durch seine Vertreter einen gesetzlichen Ausdruck zu geben, in Zeiten der Gefahr die nöthige Stütze den Malsnahmen der Regierung zu leihen und zu bekunden, daß Parteiihteressen zurücktreten, wenn es sich um Aufrechterhaltung des Ganzen handelt. Als Folge des dadurch männlich erstarkten Rechtsbewußtseins und gegenseitigen Vertrauens erfreuen

wir uns jetzt einer Pressfreiheit, die selbst in den Händen der Opposition stets für die Regierung vorthellhaft, da ihr Schweigen bezeichnet, daß sie auf dem rechten Wege, während die Regierung immer sicher sein kann, daß sie auf begangene Fehler sogleich aufmerksam gemacht wird. Der schöne Wahlspruch Preussens *sum cuique* reißt also immer sicherer seiner Verwirklichung entgegen.

So wie in dem engen Kreise des Umgangs verschiedene Individualitäten sich einander nähern, andre scharf von einander absondern, so in dem Gesamtverkehr der Menschen die Volksindividuen. Das Princip der Nationalität ist ein historisch so begründetes, daß der erste Versuch, die Allgemeinheit an die Stelle der Individualisirung zu setzen, aus den heterogensten Elementen einen neuen Volksgufs zu versuchen, nur in der neuen Welt gemacht werden konnte, die mit keiner historischen Erinnerung zu brechen hat, die stolz darauf ist, keine Geschichte zu haben, eben weil sie überzeugt ist, daß die Zukunft ihr gehöre. Während dort daher die socialen Aufgaben allein als die angesehen werden, welche eine Lösung erheischen, ist dies in der alten Welt so wenig der Fall, daß die letzte große Umwälzung, welche Europa in ihren Grundfesten zu erschüttern schien, bald ihren socialistischen Charakter vollständig verlor und in einen Kampf ausartete, in welchem Deutsche, Italiener, Slaven und Ungarn für ihre Nationalität streitend einander gegenüberstanden. Auf dem durch tausendjährige Kämpfe mit Blut getränkten Boden Europas haben sich zwar romanische, germanische und slavische Elemente mannigfach durchdrungen, aber aus dieser Durchdringung sind wiederum neue Individualisirungen sich gegenseitig absondernd hervorgetreten. Dennoch ist es nicht gelungen, für die politischen Verhältnisse in der Nationalität das die Scheidung bestimmende festzuhalten. Daß es den Herrschern Europas damit Ernst sei, die nationale Besonderheit als die allein berechnete anzuerkennen, wird man glauben können, wenn England Gibraltar an Spanien, Malta an Italien, die ionischen Inseln an Griechenland abtritt, wenn

Frankreich Corsica mit Savoyen vertauscht und an Deutschland Lothringen und den Elsas zurückgibt, um die Wiederherstellung Polens zu verwirklichen, wenn Rußland die Ostseeprovinzen als durch die deutschen Ritter bekehrt, mit Preußen vereinigt, wenn die Schweiz von selbst in eine deutsche, französische und italienische zerfällt. Ist eine nicht vollständige Identität der nationalen Elemente in einem Staate ein Uebel, so ist es für uns daher nicht ein besonderes, sondern eins, welches für alle größern Staaten gilt; in dem unsern kann aber schon deswegen nicht eine Nationalität zur Unterdrückung der andern verwendet werden, weil unsre Landwehreinrichtung es mit sich bringt, daß sogar im Heere die provinziellen Besonderheiten sich widerspiegeln. Ein wesentlicher Vortheil liegt aber für Preußen besonders darin, daß hier das Übergewicht so entschieden auf Seiten des deutschen Elements liegt, daß eben Preußen als Ganzes ein deutsches Land ist. Hier tritt nun als nothwendige Folge ein, daß unsern ebenfalls abgeschlossenen und numerisch überwiegenden Nationalitäten gegenüber die Aufgabe gestellt ist, dieses nationale Element quantitativ zu verstärken, daher kann eben Preußen nur mit Deutschland vereint eine wahre Machtstellung gewinnen, so wie dieses umgekehrt in ihm seinen Schwerpunkt findet. Wie dies in Beziehung auf Wehrkraft zu erreichen, ob durch eine Veränderung der Bundesverfassung, ob wie es 1849 angebahnt wurde durch Militairconventionen, die doch wenigstens dem vorzuziehen, daß jeder bedauerlich für sich sichts, muß den Sachverständigen zu entscheiden überlassen bleiben. Bei dem in Deutschland sich überall kundgebenden Bedürfnis der Einigung einer äußern Gefahr gegenüber hat zwar der Constitutionel mit der ihm eigenen Sachkenntnis, wo es sich um deutsche Verhältnisse handelt, an Göthe erinnert, welcher der Zersplitterung als Förderungsmittel der geistigen Entwicklung das Wort geredet, aber jede Sache hat ihre Grenze, und wenn der Particularismus der Centralisation, wie sie im Verhältnis von Frankreich zu Paris hervortritt, in vielen Beziehungen vorzuziehen sein

mag, so darf er doch nicht bis zum Atomismus fortschreiten. Ineinander gefügte Steine können eine feste Mauer geben, bei cyclopi-schen Verhältnissen sogar ohne Bindemittel, einen Staubhügel aber verweht schon ein leiser Wind. Jahre lang hat man in der Physik sich gefreut, daß es in der Natur eine Reibung gebe, da ohne diese jede willkürliche Bewegung auf einem vollkommen glatten Boden unmöglich wäre. Endlich hat man sich gefragt, ob nicht vielleicht zu viel Reibung in der Welt sei, man hat die unwegsamen Straßen zu Chausseen geebnet, später ist man zu Schienen übergegangen, welche man zuerst mit Zähnen versah, in die das gezähnte Rad ein-griff, weil man die nothwendige Reibung immer noch für zu groß hielt; zuletzt fand man, als die Zähne zufällig wegbrachen, daß die ebenen Schienen noch genügende Reibung darböten, wenn sie auch nicht ganz fehlen darf, ja daß man auf ihr mit Sturmesschnelle ein Ziel gelange. Über die Zerspitterung Deutschlands sind wir wohl so weit hinweg, daß wir den Standpunkt der Chaussee überwunden haben. Ich glaube nicht, daß Deutschland jetzt gesonnen ist, einfaches Geleis an die Stelle der gezähnten Schienen zu setzen, aber das kann es verlangen, daß nicht jeder Zahn die ganze zur Fortbewegung nothwendige Reibung zu leisten für sich allein in Anspruch nehme, denn dann wächst diese zu einer so großen Summe, daß die ganze Maschine still steht.

Aber selbst wenn das Geleis vollständig geebnet, wenn der beste Führer auf der Maschine, sie steht still, wenn der belebende Odem fehlt. Dieser erzeugt sich nicht erst in der Bewegung, er muß in der ruhenden Maschine lange zurückgehalten sein, um die gehörige Spannkraft zu gewinnen. In der Geschichte der Völker ist dieser belebende Odem die geistige Befähigung der Nation, die Stufe der Bildung, welche sie erstiegen, die Thatkraft, welche sie in ihrer Förderung entwickelt. In dem geistigen Gespräch, welches die Völker untereinander führen, dessen Inhalt die Wissenschaft, deren Tiefen erforscht werden sollen, die Kunst dieses Leben zu schmücken selbst

da, wo die Natur die Erde mit ihren Reizen nur kümmerlich be-dacht, ist die Aufgabe jeder Nationalität ihre Stimme geltend zu-machen als eine, welche Beachtung beanspruchen darf. Wenn es schön ist für das Vaterland zu sterben, heisst es in einer bekannten Rede des Alterthums, wie viel schöner für Athen. Die Erinnerung an dieses war es, welche alle Herzen theilnehmend bewegte, als nach langer Knechtschaft Griechenland Europa daran mahnte, was es früher für dasselbe gethan. Wird es einer den Italienern verdenken, wenn sie bei der Behauptung, Italien sei nur ein geographischer Be-griff, die Geister Dantes, Raphaels und Galilaeis heraufbeschwören, um dafür zu zungen, daß sie ein Volk. Man wird es nicht eine Über-schätzung nennen können, wenn wir für unser Volk ebenfalls Aner-kennung beanspruchen, denn es hat laut und vernehmlich mitge-sprochen, wo es galt Wahrheit nicht nur zu suchen, sondern auch zu finden; auf jeder Seite, die in der Geschichte der Wissenschaft aufgeschlagen wird, finden sich die Belege. Daß Preußen in diesem edleren Wettstreit der einzelnen deutschen Stämme nicht zurück-geblieben ist, daß es oft vorangegangen, muß ebenfalls anerkannt werden. So war es, wird es so bleiben? Am Geburtstag unsres hochbegabten für Wissenschaft und Kunst tief empfänglichen, für ihre Förderung rastlos thätigen Königs konnte ich noch der Gegen-wart Humboldts mich erfreuen sagen, daß das Banner der Natur-wissenschaft noch unter uns wehe, welches zu Anfang dieses Jahr-hunderts hell beleuchtet von den Strahlen einer tropischen Sonne in der neuen Welt sich freudig entfaltete. Dieses Banner ist ins Grab gesunken, das Auge ist erloschen, welches mit einem Blicke das Relief eines Continents umfasste, schon früher hatte sich das Geschlossen, für welches die Oberfläche der Erde durchsichtig war, ihr inneres Gefüge zu erkennen. Humboldt und Buch sind nicht mehr, beide Schüler Werners, von dem d'Aubuisson ahnungsvoll sagte, daß in seinem Namen die Natur unter allen Himmelstrichen befragt werden würde. Wo finden wir, wenn Humboldt uns fehlt

eine Stimme, der man, wenn sie auch immer leiser geworden, lauschte, um dem Wunsch zu entsprechen, der aus diesem Munde mit der Zuversicht der Gewährung für die Wissenschaft um Unterstützung bat. Sie haben, sagte mir ein französischer Gelehrter nach dem Einzug der Königin von England in Paris, gesehen, wie wir Könige empfangen. Sagen Sie Herrn v. Humboldt, er möge noch einmal nach Paris kommen und die Welt wird sehen, wie wir den König der Wissenschaft zu ehren verstehen. Wie der Prinz-Regent den Todten gefeiert, wie die Hauptstadt sich bei dieser Landestrainer theiligt, die Erinnerung daran wird nie verlöschen.

Humboldt gehörte der Universität nicht an, aber er rechnete sich zu ihr, er fehlte nie bei ihren Festen, sie war ihm das theuerste Vermächtniß seines Bruders, der bei ihrer Stiftung dem Unterrichtswesen vorstand. Dafs er jetzt von uns gegangen, ist für die Universität besonders schmerzlich. Sie wurde in einer Zeit gegründet, wo die Hilfsquellen des Landes eine so grosartige Schöpfung nicht zu gestatten schienen. Doch geschah es und das mühsam zusammengebrachte Kapital hat reichliche Zinsen getragen. Im folgenden Jahre ist ein halbes Jahrhundert seit ihrem Bestehen verflossen. In diesem langen Zeitraum haben ihre wissenschaftlichen Hilfsquellen sich erheblich vermehrt, dennoch stehen wir in vielen wesentlichen Punkten jüngern Schwestern nach. Jedesmal wenn der dringende Wunsch laut wurde, die Institute zu gründen, die wir entbehren, und die Räumlichkeiten zu gewähren, welche die Aufstellung unsrer reichen Sammlungen erheischt, haben, wenn die Erfüllung nahe schien, Aussichten auf Krieg diese Hoffnung vereitelt. Es scheint da eines grosartigen Entschlusses zu bedürfen; das Jubiläum, dachten wir, wird ihn zur Reife bringen. Alexander wird für die zweite Hälfte des Jahrhunderts das thun, was Wilhelm für die erste gethan. Es hat nicht so sein sollen, und doch kann ich nicht glauben, dafs unsre Stände eine Summe für die geistige Kriegsbereitschaft verweigern würden, da sie so willig eine so grosse

für das Heer gewährt; nennt es Nationaldank für Humboldt und kein Mensch wird widersprechen.

Aber was hilft alles geistige Rüstzeug, wenn die fehlen, die es tragen. Diese Träger sind Sie, meine jungen Freunde, die sich hier im geistigen Waffenhandwerk üben, Sie, die in der Wissenschaft zu sprechen berufen sind, wenn der Tod das Siegel des Schweigens auf die Lippen Ihrer Lehrer gedrückt. Möge ihre Stimme eine unerkaunte werden, wir hoffen es, denn Sie haben sich in dieser letzten Zeit, wo Ihre Studien vielfach gestört wurden, lebhaft an den Vorkämpfen betheiligt, von welchen die Sieger heute verkündigt werden. Möge der Wiederkehr dieses Festes es an neuen Siegern nicht fehlen, mögen wir es feiern in einer Zeit, wo Ver-sobnung an die Stelle des Zwiespalts getreten, wo die Einheit Deutschlands, die in der Verfassung unsrer Universitäten ihren ungetrübtesten Ausdruck gefunden, auch im Staatsleben immer mehr eine Wahrheit geworden.